

„Delayed Productivity“. Erkundungen zur Zeitlichkeit „produktiver Arbeit“

von Manfred Füllsack

Abstract:

Die folgenden Überlegungen schlagen den Ausdruck „*delayed productivity*“ als Orientierungsbegriff für eine Herangehensweise an Arbeit, an Arbeitsorganisation und insbesondere an Sozialpolitik unter gesellschaftlichen Bedingungen vor, unter denen in der Pluralität der Perspektiven und der Dynamik der Entwicklungen die „kulturellen Vor-Synchronisationen“, die bislang die Akzeptanz des Begriffs „produktiver Arbeit“ gewährleisteten, brüchig werden. Systemtheoretische und kybernetische Überlegungen, veranschaulicht anhand ethnologischer und anthropologischer Beispiele, werden herangezogen, um jene Dynamiken und zeitlichen Verwerfungen analytisch zu fassen, die grundsätzlich im Spiel sind, wenn von „produktiver Arbeit“ die Rede ist.

Der Begriff „produktive Arbeit“ scheint zunächst tautologisch. Arbeit würde nicht lange als Arbeit angesehen werden, wenn zu ihrer Durchführung mehr Input notwendig wäre, als damit an Output generiert werden kann. Dennoch unterscheidet die moderne Gesellschaft zwischen „produktiver“ und „unproduktiver“ Arbeit¹ und geht sowohl in ihren Bemühungen, die eigene Produktivität zu beobachten und zu messen², wie auch im Versuch, ihrer Arbeit einen „produktiven“ organisatorischen und insbesondere sozialpolitischen Rahmen zu geben³, davon aus, dass sich diese Unterscheidung mehr oder weniger trennscharf, dauerhaft und somit unproblematisch ziehen lässt.⁴

Gerade indem dieser Begriff aber in den Bemühungen um Standardisierung von Outputmessungen, vor allem aber in Wirtschafts- und Sozialpolitik festgeschrieben wird, gerät die Grenze, die er zieht, in Bewegung. Ob Arbeit produktiv oder unproduktiv ist, lässt sich ob der Vielzahl der dabei in Rechnung stehenden Faktoren, nicht mehr ohne weiteres beantworten. Zum einen steht dem die *Differenzierung* der jeder Arbeit zugrundeliegenden Knappheitswahrnehmungen (Problemsichten) entgegen, die fatalerweise gerade durch die Versuche, ihren Folgen – etwa durch *Organisation* – Herr zu werden, stets weiter befördert wird. (Baecker 1999, Luhmann 2000). Und zum anderen steht dem, sehr tiefgreifend, die nicht zuletzt in folge dieser Differenzierung mittlerweile auf Dauer gestellte *Problematisierung* von Arbeitsvoraussetzungen entgegen, die – befördert von systematisch

¹ Beginnend etwa mit Smith (1776/1974: 429f.) und im Anschluss daran folgenreich etwa Karl Marx (u.a. MEW 26.1: 127).

² Obwohl anders als zu Zeiten der Arbeitswerttheorie und etwa des daran orientierten „Material Product System“ (MPS69) der Ostblockländer, der Begriff „produktive Arbeit“ keine explizite Kategorie der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung mehr ist, werden auch in der dritten Generation der internationalen Richtlinien zum „National Accounting“ (SNA93, ESA95) zum Beispiel Haushaltsdienste, Freiwilligentätigkeiten oder auch etwa Ausgaben für Freizeitaktivitäten nicht erhoben. Tätigkeiten in diesen Bereichen werden damit implizit als „unproduktiv“ angesehen. (Vgl.: Eisner 1994, Bos 2006: 77)

³ In der Sozialpolitik zieht etwa die Administration der Arbeitsbereitschaftsdemonstration (*work test*) und der Bedürftigkeitsprüfung (*means test*) Grenzen zwischen für „produktiv“ und „unproduktiv“ gehaltene Arbeiten. Vgl. Füllsack 2002: 89f.

⁴ Vgl. aber u.a. die Diskussionen um den Ersatz des BIP, in dem Umweltschäden oder auch Faktoren wie Freude oder Stress mit der Arbeit etc. keine Berücksichtigung finden, durch „Wohlfahrtsindikatoren“, u.a.: Coelli/Rao/Battese 1998/2005.

darauf abzielenden Einrichtungen wie dem Wissenschaftsbetrieb – dafür sorgt, dass jene Vielzahl an Werten, Normen, Erwartungen, Regeln und Ordnungen, die die Arbeit bisher *längerfristig* trugen, in der Moderne folgenreich *hinterfragt* und damit „flüssig“ werden. (Füllsack 2006a, b) Grundlegende Annahmen, wie etwa die, dass Arbeit als produktiv gilt, wenn sie monetäre Mehrwerte schafft, werden damit in einer Gesellschaft fragwürdig, die in ihrer Heterogenität nun auch – und zwar nicht mehr nur partikular, sondern mit sozialer Tragweite – wahrnehmen kann, dass die selbe Arbeit die Umwelt verschmutzt, dass sie Arbeitsplätze vernichtet, dass sie ihre Gewinne außer Landes lukriert und dass sie grundsätzlich damit einer Dynamik unterliegt, die *aus sich heraus* Wertschöpfungen beständig *verschiebt*. Festzustellen, was in einer solchen Gesellschaft als produktiv gelten könnte, wird zu einem aufwendigen Unterfangen, das, weil es selbst dieser Dynamik unterliegt, nur mehr – dies wollen die folgenden Überlegungen zeigen – im *Vorgriff* auf seine eigene Zukunft, und von daher dann unter ständiger *Neuschreibung* seiner Gegenwart und Vergangenheit, gelingen, sprich „produktiv“ stattfinden kann. Die aktuelle Situation der Arbeit zwingt, anders gesagt, dazu, grundlegend mit „*delayed productivity*“ zu rechnen, und diese zur Grundlage von Wirtschafts- und Sozialpolitik zu machen.

I.

Um zunächst zu erläutern, wofür der Begriff „*delayed productivity*“ stehen soll, ziehe ich im folgenden einen formalen Produktivitätsbegriff heran, der einen (wie auch immer einfach vorgestellten) Prozess oder eine Aktivität, dann als *produktiv* ausweist, wenn er/sie eine positive Output/Input-Bilanz aufweist, wenn also der Prozess mehr *Output* zu generieren scheint, als *Input* für sein Stattfinden erforderlich ist.⁵ Solange ein solcher Prozess *für sich*, sprich *einzig* auf die *in ihm* anfallenden Kosten und erzielten Gewinne hin bilanziert, ist seine Produktivität *trivial* und damit ohne jegliche Relevanz für seine Umwelt.

Interessanter wird die Sache, wenn Output/Input-Bilanzen über mehrere solche Prozesse – nun als *Prozessschritte* (als *Ereignisse* vgl.: Luhmann 1984: 389) vorgestellt – hinweg gezogen werden und dabei etwaige „unproduktive“ *Zwischenschritte* im Hinblick auf *künftige*

⁵ Schon damit wird deutlich, dass Produktivität nur eine *Zuschreibung* sein kann, die ein *Beobachter* vornimmt, der spezifische Werte als *relevante* Input- und Output-Größen wahrnimmt, der also zum Beispiel Negentropie höher *wertet* als Entropie, oder lebensfördernde Zustände höher als lebensvernichtende etc., was, so setzen wir zunächst voraus, im Rahmen dessen, was im weitesten Sinn mit dem Begriff „menschliche Arbeit“ assoziiert wird, der Fall ist. (vgl. aber u.a. Füllsack 2006a: 27) Dass dieser Beobachter hier *vorausgesetzt* werden muss, um Betriebsbedingungen, denen er selbst unterliegt, analytisch zu fassen, entspricht der bekannten Paradoxie der in differentialistischen Systemtheorien herausgestellten „ersten Unterscheidung“, die immer bereits vorgenommen sein muss, um eine „erste Unterscheidung“ vorzunehmen. Die Paradoxie lässt sich nur in der *Zeit*, durch *Temporalisierung* auflösen. (vgl. u.a. Spencer-Brown 1972)

Produktivitätszuwächse in *späteren* Schritten akzeptiert werden, wenn also so etwas wie ein übergeordneter, oder ein *Gesamtprozess* in Betracht gezogen wird, *in Bezug auf dessen* Bilanz temporäre Unproduktivitäten in Kauf genommen werden.

Ein naheliegendes Beispiel für „*delayed productivity*“ in *diesem* Sinn – wir werden unten noch einen anderen Aspekt ins Auge fassen – liefert die vergleichsweise lange, bis zu einem Viertel der Gesamtlebenszeit ausgedehnte Lebensphase der Kindheit und frühen Adoleszenz bei Primaten und Menschen, in welcher die Teilnahme an den „produktiven Aktivitäten“ der Gesellschaft partiell oder zur Gänze suspendiert ist. (Gurven/Kaplan/Gutierrez 2006) Ethnologische Untersuchungen in Jäger und Sammler-Gesellschaften etwa gehen davon aus, dass „*delayed maturation*“ zusammen mit langen Lebenszeiten und erhöhtem Großrindenwachstum als co-evoluierende Reaktionen auf die vergleichsweise engen Versorgungsnischen gedeutet werden können, die für menschliche Jagd typisch scheinen. (Stiner 1991) Indem Kinder und Jugendliche den Risiken der „Produktion“ in diesen Nischen nicht ausgesetzt werden, wird ihnen *Lernen* ermöglicht, sprich das Akkumulieren von Skills, Qualifikationen, Erfahrungen, von „*embodied*“, „*social*“ oder „*cultural capital*“. Mit diesem Kapital lässt sich die Phase jugendlicher „Unproduktivität“ durch später *erhöhte* Produktivität, durch „*delayed productivity*“ eben, amortisieren.

II.

Produktivität beruht damit nicht mehr auf *unmittelbaren*, sondern auf *längerfristig bilanzierenden* Kosten-Nutzen-Kalkulationen, deren evolutionärer Vorteil darin besteht, dass ein in dieser Weise operierendes System Zufallsschwankungen seiner Produktionsbedingungen nicht ausgeliefert ist, sprich nicht mehr mit *jedem* negativ bilanzierenden Schritt sofort vor dem Aus steht, sondern in der Lage ist, *vorübergehende* Verluste oder Nicht-Gewinne *in Erwartung* künftiger Produktivitätszuwächse durchzustehen. Vorausgesetzt ist diesem „Durchstehen“ dabei die Möglichkeit zum *Vergleich* oder zur *Verrechnung* früherer mit späteren Einzelbilanzen. Und diesem Vergleich ist seinerseits zum einen so etwas wie ein „Gedächtnis“ vorausgesetzt, in dem die *bisherigen* Bilanzen verfügbar sind. Und zum anderen ist ihm auch eine Vorstellung der *Anzahl* der *künftigen* Prozessschritte, auf die hin Kosten und Nutzen verrechnet werden sollen, auf die hin also *gesamtbilanziert* wird, vorausgesetzt. Diese beiden Grundbedingungen generieren damit eine wie auch immer rudimentär vorgestellte *Zeitdimension*, die dann in konkreteren

Zusammenhängen etwa die Lebensdauer eines Individuums, das Bilanzjahr einer Firma oder den Operations- und Entwicklungszeitraum einer Volkswirtschaft etc. aufspannt.

Zeit ist in diesem Sinn das Produkt einer *Verrechnungsstelle*, die so etwas wie einen „Gesamtplan“ der Produktion verwaltet, den sie dem unmittelbaren Operieren auf *erster Ebene* (auf *Vollzugsebene* des Produktionsprozesses) auf einer *nächst höheren Ebene* (*Metaebene*) gegenüberstellt. In dieser Verrechnungsstelle werden die je *aktuellen* Prozessschritte (die Gegenwart) auf Basis der Gewinne *bisheriger* Operationen (der Vergangenheit) mit den *noch zu absolvierenden* Schritten (der Zukunft) verglichen und in Bezug auf die dabei errechneten Produktivitätspotentiale ausgerichtet. Systeme, die in dieser Weise operieren, sind von Rosen (1985) als „*anticipatory systems*“ beschrieben worden, als Systeme, die komplex genug sind, um mithilfe einer internen Repräsentation, eines *Modells* ihrer selbst, zunächst auf Vergleichsebene die Produktivitäten aller, in einer gegebenen Situation *theoretisch möglichen* Alternativoperationen durchzurechnen, *bevor* diese Ergebnisse dann auf Aktions- oder Vollzugsebene zur Entscheidung *für eine* der unterschiedenen Alternativen herangezogen werden.

Solche Systeme operieren *differenziert*, und zwar im hier beschriebenen Kontext zunächst *zeitlich* differenziert. Das heißt die Repräsentation auf Metaebene unterliegt einem *anderen Zeitverlauf*, einem *anderen Takt*, als die Aktionen auf Vollzugsebene. Das System kann damit auf Metaebene die Entwicklungen auf Vollzugsebene „*antizipieren*“, sprich bis zu einem gewissen Grad *vorausberechnen*. Die zeitlich Differenz lässt sich dabei mit Foerster (1968/1993) als Folge einer „Verzögerungsschleife“ vorstellen, die als „Gedächtnis“ fungiert, das seine Operabilität (seine „Produktivität“) dadurch erwirtschaftet, dass die bisherigen Produktivitätsgewinne nicht *explizit* (im Sinne der Inhalte etwa eines Getreidespeichers) vergegenwärtigt werden, um daraus die je aktuellen Möglichkeiten zu errechnen, sondern das *rekursiv* rechnet, also immer nur in Bezug auf die *je vorausgehenden* Prozessschritte.⁶ Output wird dabei als *rekursive Funktion* von Input und Output des je vorausgehenden Schrittes betrachtet – $O(t) = F \{I(t) + O(t - \Delta)\}$ – und seinerseits als Input für den je nächsten Schritt, beziehungsweise nun auch für die Alimentation der Verrechnungsstelle, sprich für das „Gedächtnis“ des Systems und seine „Vergleiche“, bereitgestellt. Mit seinen rekursiv errechneten Informationen *kanalisiert* dieses „Gedächtnis“ auf Metaebene die Aktionen auf Vollzugsebene, *ermöglicht* sie aber gleichzeitig auch erst, indem eben dem Prozess ein

⁶ Vgl.: Von Foerster (1968/93: 320): „Der Bezug auf die Vergangenheit wird vollständig durch die spezifische [rekursive] Funktion F erfüllt, die hier am Werke ist. F ist sozusagen die ‚Hypothese‘, die aus vergangenen Fällen zukünftige Handlungen vorhersagt.“

Operations- und *Orientierungsrahmen* gegeben wird, innerhalb dessen und mit Hilfe dessen er stattfinden kann.

Der Vergleich und die Verrechnung der nun *differenziert* operierenden Ebenen verursacht seinerseits Kosten, die mit steigender Differenzierung als zunehmend relevante „Transaktionskosten“ (Coase 1988) in den Fokus des Systems rücken und damit die Gesamtbilanz und von da aus auch den Produktionsprozess beeinflussen. Wir kommen darauf zurück. Im Hinblick auf die Ebenenunterschiede kann sich, wenn die Differenzierung hinreichend stabil bleibt, ein hierarchisches „Kontrollverhältnis“ etablieren, formal betrachtet ein *Beobachter* (Leydesdorff 2006: 91f), der das System mit Vorhersagen zu seiner *Zukunft*, mit *Erwartungen* also, versorgt, was diesem die Möglichkeit (und damit den evolutionären Vorteil) gibt, auf Umweltveränderungen, noch bevor diese eintreten, zu reagieren.

Ein anschauliches Beispiel für diese Form der *Arbeitsteilung* stellt die gut dokumentierte Emergenz von *Organisation* insbesondere im Kontext der Industriearbeit dar (Taylor 1911/1967, Braverman 1974), die zeigt, wie in dem Ausmaß, in dem die Produktion mit Zerstückelung ihrer Arbeitsschritte – gedacht sei an Smith's Stecknadelfabrik – ihre „Ganzheitlichkeit“ (Brunner 1980) verliert, die Notwendigkeit entsteht, die nun auf unterschiedlich spezialisierte Arbeitskräfte verteilte Industriearbeit im Hinblick etwa auf ihre effiziente Anordnung zu „beobachten“. Industriellen Unternehmen werden zu diesem Zweck Management-Abteilungen eingegliedert, die in ihrem „Gesamtplan“ den zeitlichen, räumlichen, sachlichen, ideellen etc. Horizont festsetzen, innerhalb dessen nun produktiv zu wirtschaften ist, die also so etwas wie ein „*system of reference*“ für die Produktion bereitstellen – ein System, das vorgibt, was in seinem Rahmen als *produktiv* wahrgenommen werden kann und was nicht, das davon abgesehen aber eben auch selbst alimentiert werden muss, und das vor allem je erfolgreicher es zur effizienten Arbeitsorganisation und damit zur Produktivitätssteigerung beiträgt, selbst zur *Ausweitung* seiner Aktivitäten und damit zur Ausbildung und Differenzierung eines je *eigenen organisatorischen Systems* veranlasst – eines Systems, das in diesem Kontext dann etwa die Form eines schnell größer werdenden Angestellten- oder Dienstleistungs- und Wissensbetriebs annimmt und so völlig *neue* Wertschöpfungsaktivitäten – etwa die der Wissensarbeit – ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt. (vgl.: Füllsack 2006a)

III.

Im vorliegenden Kontext interessieren dabei insbesondere die *epistemologischen Bedingungen*, die dieses System vorgibt. Indem, wie gesagt, in der Verrechnungsstelle Einzelproduktivitäten verglichen werden *ohne* negative Zwischenbilanzen sofort fatale Wirkung entfalten zu lassen, wird die Produktion auf Metaebene gleichsam *virtualisiert* und damit eben ein *Bild*, eine *Repräsentation* des Arbeitsprozesses generiert, dem nun eine *spezifische Vorstellung* der Produktivität des Gesamtzusammenhangs eingeschrieben ist und damit auch eine Vorstellung, was in diesem Bild *relevante* Input- und was *relevante* Output-Faktoren sind.

Auf dem bisher beschriebenen Niveau umfasst diese Vorstellung zunächst den *zeitlichen* Rahmen, innerhalb dessen Output/Input-Relationen als produktiv wahrgenommen werden. Mit Herbert Simon (1964: 257ff) lässt sich diesbezüglich betonen, dass solche Systeme immer nur unter „*bounded rationality*“ operieren, sprich eben im Hinblick auf eine *bestimmte* (*aktuell* gerade relevant scheinende) Zahl von Prozessschritten bilanzieren und niemals im Hinblick auf *alle möglichen* Prozessschritte, auf „offene“, oder „unendliche“ Zukünfte. Bilanziert wird stets nur im Hinblick auf ein „*satisficing*“ im Rahmen, und nicht auf ein „*maximizing*“ im Hinblick auf „absolute Produktivität“ oder „absolute Rationalität“.

In welchem Ausmaß „bounded“ diese Rationalität dabei ist, hängt von den in den bisherigen Operationen (in der *Vergangenheit*) erwirtschafteten Möglichkeiten ab, zum einen „Durstphasen“ durchzustehen, und zum anderen die Verrechnungsstelle zu alimentieren. Die erwirtschafteten Überschüsse legen damit, anders gesagt, zunächst einmal rein *quantitativ* fest, *wie viele* Prozessschritte in der Gesamtkalkulation verglichen und verrechnet werden können, ohne dass das System aufgrund der Kosten dieser Verrechnung unproduktiv wird. Wenn auf Basis dieser Festlegung Produktivitätszuwächse erwirtschaftet werden und damit der „Polster“ an Überschüssen wächst, kann die Anzahl der Prozessschritte, der *zeitliche Horizont* der Produktion weiter ausgedehnt werden. Damit steigt zum einen die Dauer der „Durstphasen“, die durchgestanden werden können. Zum anderen steigt damit aber auch der Aufwand der Verrechnungsleistungen, was evolutionären Druck erzeugt⁷, auch auf dieser Ebene mit *Selektionen* zu operieren, mit „bounded rationality“, die abermals mithilfe einer Verrechnungsstelle, nun einer Verrechnungsstelle *zweiter Ordnung*, „produktiv“ organisiert werden müssen. Diese Verrechnungsstelle *zweiter Ordnung* gibt damit ihrerseits ein *eigenes Referenzsystem* vor, in dem erneut in Form der *eigenen Vergangenheit* festgelegt ist, welche *aktuellen* Prozessschritte im Hinblick auf welche *Zukünfte* kalkuliert und akzeptiert werden

⁷ Diese Formulierung ist der Lesbarkeit geschuldet. Denn natürlich können auch die Operationen aller weiteren Ebenen niemals anders, denn *immer schon* „bounded“ stattfinden. Was hier analytisch und damit notgedrungen chronologisch aufgliedert wird, entzieht sich strenggenommen linearer Darstellung.

können. Die Verrechnungsstelle bildet in diesem Sinn eine zweite Referenzebene aus, die die Informationen der ersten anreichert, in dem sie ihnen, so ließe sich sagen, „Bedeutung“⁸ verleiht. Und analoges gilt, wenn auch damit wieder Produktivitätssteigerungen erwirtschaftet werden und die „bounded rationality“ der zweiten Ebene neuerlich Selektionen nahe legt, die dann zum Beispiel als „Wissen“ zu (temporär) stabilisierten Erwartungsorientierungen werden⁹ – als „Wissen“ darüber zum Beispiel, welche Arbeiten einer Gesellschaft als „produktiv“ gelten und welche nicht.

All diese Ebenen operieren, wie gesagt, *zeitlich differenziert*, sprich *asynchron* oder „gleichzeitig ungleichzeitig“ und sorgen damit für *Verwerfungen* (Füllsack 2006: 153), die in der Notwendigkeit, sie operabel zu fassen, den Errechnungen des Systems, was in ihm als produktiv gelten soll und was nicht, *qualitative* Züge verleiht. Die Produktivität des Systems erhält, anders gesagt, eine *qualitative Spezifik*, in der einige Input- und Output-Faktoren als relevanter denn andere wahrgenommen werden. Die Industriegesellschaft zum Beispiel nimmt vorwiegend Kapital und Arbeitskraft als relevante Input-Faktoren wahr und erst in ihrer Auflösungsphase zunehmend auch etwa Natur- oder Umweltressourcen. (u.a. Sieferle 1997) Die europäische Gesellschaft nimmt bis zum 20. Jahrhundert primär männliche Arbeitskraft als relevanten Input wahr und erst nach langwierigen Debatten allmählich auch weibliche. Und erst die Wissensgesellschaft scheint nicht zuletzt in ihrer Dynamik und Heterogenität Bedingungen auf Dauer zu stellen – allem voran die eines hinreichend komplexen Wissenschaftsbetriebs (vgl. Füllsack 2006) –, unter denen diese Spezifik, die *Beobachterabhängigkeit* der Relevanz von Input und Output-Faktoren, nicht mehr nur partikular, sondern allmählich mit sozialer Tragweite wahrgenommen werden kann – unter denen also gesehen werden kann, dass „Produzenten“ nur sehen, was sie sehen, und nicht sehen, was sie nicht sehen, dass sie, anders gesagt, auch im Hinblick auf ihre Produktivitätsvorstellungen *verteilt*, sprich *differenziert* operieren.

IV.

In komplexeren Zusammenhängen, insbesondere in denen menschlicher Arbeit äußert sich diese Verteilung nicht nur in *zeitlicher*, sondern auch in *sozialer* Hinsicht, wobei letztere von ersterer (aber natürlich, wenn auch hier nicht vorrangig besprochen, erstere von letzterer) maßgeblich beeinflusst wird.

⁸ „Sinn“ nach Luhmann 1984: 92f, „meaning“ nach Leydesdorff 2006: 48f.

⁹ Vgl. dazu u.a.: Leydesdorff 2006: 134: “Knowledge can be considered as meaning that makes a difference.”

Um die Emergenz dieser Verteilung kurz im sozialen Kontext zu veranschaulichen, sei an das von Stanley H. Udy (1959) beschriebene Beispiel spezifischer Rituale in Stammesgesellschaften erinnert, mittels derer Jäger, denen bei der Jagd auf gefährliche Tiere erhöhte Adrenalinausschüttung zugute kommt, auf die Jagd *vorbereitet* und nach ihr, weil dieser Adrenalinspiegel den Umgang mit anderen Stammesmitgliedern, mit Frauen oder Kindern zum Beispiel, stört, wieder „*abgekühlt*“ werden – mittels derer also, analog zu den oben beschriebenen Managementabteilungen in industriellen Unternehmen, an den *Bedingungen der Möglichkeit* produktiv zu arbeiten *gearbeitet* wird, und genau damit neuen Arbeitsarten und infolgedessen auch neuen Produktivitätsvorstellungen der Weg bereitet wird. In der Arbeit von speziell abgestellten Zeremonienmeistern, die die Jagd mit aufputschenden oder beruhigenden Ritualen „flankieren“, emergiert unweigerlich, auch wenn dies zunächst nur der *Unterstützung* der Jagd dient, mit der *Zeit* ein eigenes Referenzsystem, das sich von dem der Jäger *unterscheidet* und damit andere Produktivitätsvorstellungen nahe legt als sie den Jägern eignen. Weil damit von Zeremonienmeistern als *wertvoll* wahrgenommene Produktivitätszuwächse nicht mehr *unmittelbar* mit denen der Jäger *verglichen* werden können, ebenso wie sich mit der *Zeit* auch etwa die Produktivitätsvorstellungen auf Ebene der Fabrikhalle von denen in Managementabteilungen unterscheiden, sei hier auch in diesem Sinn von „*delayed productivity*“ gesprochen, nun im Sinne von „*verlegter*“, sprich „*anders zu liegen kommender*“ Produktivität, die eine der zentralen Produktivitätssteigerungsmöglichkeiten unter *sozial* differenzierten Bedingungen, nämlich den *Tausch*, mit hohen Aufwendungen belastet – mit Aufwendungen freilich, die unter „normalen“ Umständen gar nicht als solche wahrgenommen werden.

Schon den oben erwähnten *Lernphasen* in Zeiten der Kindheit und Jugend geht das in besonderem Ausmaß erst für Primaten und Menschen charakteristisch scheinende Verhalten des *Beuteteilens*, also einer spezifischen Form von *Proto-Tausch* voraus.¹⁰ Angenommen wird, dass dieses Beuteteilen die gefährlich hohe Varianz der Nahrungsmittelversorgung in Jagdgesellschaften reduzieren hilft und damit gleichzeitig eben die Mitversorgung von Kindern und Jugendlichen ermöglicht. (Byrne 1995) Das Teilen von Beute ist dabei ein in höchstem Maß sozialer Akt, der, wenn er für den einzelnen Akteur produktiv sein soll, so etwas wie die Beobachtung und Kalkulation der Beute, die *andere* Gesellschafter einbringen, erfordert und über Verständigung und Abmachungen im Fall von Ungereimtheiten

¹⁰ Der zusammen mit dem ebenfalls spezifisch hominiden Transport erlegter Beute über relativ weite Strecken zu einer Homebase, wo die Beute dann weiter verarbeitet wird, selbst bereits ein Beispiel für „*delayed productivity*“ abgibt. Vgl.: Stanford 1999.

Sozialkapital anreichert, also zur Entwicklung eines „social brain“ beiträgt. (Dunbar 1998), das seinerseits die Grundlage für ein arbeitsteilig und damit differenziert operierendes Sozialsystem darstellt, das sich Produktivitätsgewinne ebenso wie die damit ermöglichte „delayed maturity“ in systematisiertem, institutionalisiertem und bei entsprechender Komplexität dann auch kommunikativ koordiniertem *Tausch* erarbeitet.

Obwohl also der Tausch schon unter vergleichsweise einfachen sozialen Bedingungen vielfältiger Voraussetzungen bedarf, werden diese unter „normalen“ Bedingungen, also etwa unter solchen, unter denen große Teile einer Gesellschaft mit gleichen oder ähnlichen Arbeitsaktivitäten befasst sind, nicht als *relevante* Input-Faktoren wahrgenommen. Noch im 19. Jahrhundert etwa konnte der Handel deswegen als „nicht unmittelbar produktive Zirkulationsarbeit“ verortet werden.¹¹ Die „relevante“ Produktivität wurde in der Industriearbeit vermutet. Erst als der Tausch im Zuge sozialer Differenzierung mit zunehmend wachsender Produkt- und Leistungsvielfalt und großen Teilnehmerzahlen (Konsumenten) konfrontiert wurde, gewannen „*Transaktionskosten*“, etwa der „Preis des Preismechanismus“ (Coase 1988: 6) ökonomische Bedeutung, wurden aber auch da zunächst noch als bloße „*externalities*“ verbucht. (Williamson 1985) In angemessener Klarheit scheint sich die Relevanz dieser Kosten erst abzuzeichnen, wenn einerseits, wie oben beschrieben, die „epistemologische Geschlossenheit“ (der „Solipsismus“ oder die „Autopoiesis“) in Rechnung gestellt wird, unter der „*anticipatory systems*“, oder hier in „methodologischem Individualismus“ als eigenständige „Produzenten“ vorgestellte Tauschpartner in ihrem *eigenen* Referenzsystem operieren. Und wenn andererseits dabei auch die *Zeitlichkeit* der Referenzsysteme dieser Produzenten in Erwägung gezogen wird und der Umstand, dass diese sich in dem Maße *verwirft*, in dem Tausch- oder Interaktionspartner ins Spiel kommen, deren Referenzsysteme zwar analogen, nun aber *asynchronen*, also „gleichzeitig ungleichzeitigen“ Dynamiken unterliegen. (Füllsack 2003: 274 und 2006: 157ff.)

V.

Um abschätzen zu können, was dabei in Rechnung steht, sei vorerst hier noch einmal die zeitliche Dimension und ihre Dynamik kurz unabhängig von ihrer sozialen Dimension betrachtet. Wie eingangs erwähnt, spannt grundlegend schon die „Zusammenfassung“ einzelner Produktionsschritte zu Produktionsprozessen, in Bezug auf die zwischenzeitliche Unproduktivitäten akzeptiert (oder nicht akzeptiert) werden, eine *Zeitdimension* auf. Konturen

¹¹ Vgl. etwa Marx, MEW 25: 290f.

gewinnt diese Zeitlichkeit dabei dann, wenn „*anticipatory systems*“ mit dem Erwirtschaften von Produktivitätszuwächsen ihre Relevanzwahrnehmungen *ändern*, wenn solche Systeme also auf Basis ihrer bis dahin erarbeiteten Möglichkeiten (auf Basis ihrer *Vergangenheit*) die *Zukunft*, auf die hin Produktivität zwischenzeitlich „delayed“ wird, *effektiv* auswählen und damit Produktivitätsgewinne einfahren, die ihre Operationsbedingungen (ihre Gegenwart) verändern und damit auch (in „qualitativer“ Hinsicht) *das Bild der eigenen Vergangenheit* neu zeichnen, zum Beispiel also neue Input-Faktoren Relevanz gewinnen lassen.¹² Sobald diese Veränderung ihrerseits dafür sorgt, dass der Verrechnungshorizont (eben weil nun zum Beispiel ganz andere Input-Faktoren in Rechnung stehen) neuerlich ausgedehnt, sprich die *Zukunft* erweitert werden kann, entstehen abermals neue Möglichkeiten für Produktivitätszuwächse. Wenn auch diese realisiert werden können, verändern sich Gegenwart und Vergangenheit neuerlich, usw. Das System *errechnet*, anders gesagt, im je *aktuellen* Erwirtschaften von Produktivitätszuwächsen beständig *neue Repräsentationen*, *neue* „Bilder seiner selbst“, seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in denen je *andere* Input- ebenso wie Output-Faktoren Relevanz haben. Es verortet sich permanent neu in der *Zeit*¹³, indem es sowohl *rekursiv* wie auch *inkursiv*¹⁴ auf seine jeweiligen Repräsentationen zugreift und diese *neu schreibt*. In dieser „*Neuschreibung*“ verändert sich permanent seine *Produktivitätsauffassung* weiter.¹⁵

Ein naheliegendes Beispiel für diese permanente Neuschreibung von Geschichte und Zukunft liefert das Gesellschafts- und Wirtschaftssystem der ehemaligen Sowjetunion, dessen spezifische Produktivitätsauffassung aus heutiger Sicht in gewissem Sinn als „*zu eng* um produktiv zu sein“ betrachtet werden kann (Füllsack 2006a: 318f), und dessen Eigenheit, je nach politischer Lage ein neues Geschichts- ebenso wie Zukunftsbild zu präsentieren, lange Zeit als totalitärstaatliche Partikularität betrachtet wurde.¹⁶ Ein weiteres Beispiel stellt der

¹² Oftmals bemüht diesbezüglich auch etwa das Beispiel des Energieträgers Erdgas, der bis in die 1930er Jahre als „lästiges Nebenprodukt“ der Erdölgewinnung abgefackelt wurde.

¹³ Vgl. Luhmann 1984: 390: Jedes Ereignis vollzieht „eine Gesamtveränderung von Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart – alleine schon dadurch, dass es die Gegenwartsqualität an das nächste Ereignis abgibt und für dieses (für seine Zukunft also) Vergangenheit wird. Mit dieser Minimalverschiebung kann sich zugleich der Relevanzgesichtspunkt ändern, der die Horizonte der Vergangenheit und der Zukunft strukturiert und begrenzt. Jedes Ereignis vollzieht in diesem Sinne eine Gesamtmodifikation der Zeit.“

¹⁴ Mit „IncurSION“ (im Gegensatz zu Recursion) hat Daniel Dubois (1998) jenen „Rückblick“ aus der Zukunft bezeichnet, mit dem antizipative Systeme die Gegenwart mit einem vorgegriffenen Bild ihrer erwarteten Entwicklung anreichern.

¹⁵ Frühe Aufmerksamkeit für diese permanente „Neuschreibung“ findet sich in Schumpeters (1939) Konzept der „schöpferischen Zerstörung“.

¹⁶ Die mit dem Jahr 1917 assoziierten sozialen Veränderungen sind bekanntlich in entscheidendem Ausmaß erst *nachträglich*, nämlich durch eine „aus der Zukunft zurückwirkende“ („incurSive“) sowjetische Geschichtsschreibung und Propaganda wirkungsmächtig als „proletarische Revolution“ verortet worden, was der sich erst etablierenden Sowjetunion die Möglichkeit gab, ihre Aktivitäten primär, und ab etwa 1928 forciert, auf Industriearbeit zu konzentrieren und so ihre Zukunft unter anderem auf ein primär industriell-technisch

Begriff der „Retrojektion“ bereit, den Lacan für die rückwirkende Formation des *Ego*¹⁷, und Bibelforscher für Prophezeiungen und Interpretationen verwenden, die erst nach dem Tatbestand „eingefügt“ werden, diesen aber gerade damit erst zu dem machen, als was er historisch erscheint.

V.

Dieses auf Dauer gestellte *Neuschreiben* in der *Zeitdimension* verkompliziert die Kosten-Nutzen-Kalkulationen in der *Sozialdimension*. Die dadurch entstehenden *Aufwendungen* (Investitionen, Inputs) lassen sich unter „normalen Umständen“ allerdings nicht ohne weiteres erkennen und verleiten damit dazu, Begrifflichkeiten wie „produktive Arbeit“ und das was sie ausschließen, organisatorisch und – als Sonderbereich der Organisation – auch sozialpolitisch als unproblematisch zu betrachten.

Verdeutlichen lassen sich die Gründe für diese „normale“ Nichtwahrnehmbarkeit am „Problem“ der „doppelten Kontingenz“, wie es von Talcott Parsons *konstruiert* wurde, um an ihm die eben „im Normalfall“ gar nicht als „Problemlösungen“ wahrnehmbaren Voraussetzungen sozialer Interaktionen zu veranschaulichen. Nach diesem Konzept wird die extreme *Unwahrscheinlichkeit*, dass zwei einander mit unterschiedlichen und sich noch dazu beständig neuschreibenden Produktivitätsvorstellungen gegenüberstehende Akteure interagieren, also zum Beispiel ihre Produktivität durch *Tausch* zu steigern versuchen, dadurch in hinreichend hohe Wahrscheinlichkeit verwandelt, dass sie sich stets in einem „*shared symbolic system*“, in einer *Kultur*, in einem *Referenzsystem* bewegen, das ihrerseits nicht nur im Zuge der je eigenen Operationen entstanden ist, sondern schon in der Vergangenheit der Akteure in fortgesetzter Auseinandersetzung mit dem sozialen Gegenüber, oder genauer formuliert, in Auseinandersetzung mit der beständigen *Irritation*, die das ohne diese Kultur „unverständliche“ Verhalten des Gegenübers auslöst und damit Versuche provoziert, damit zurande zukommen. Dieses „*shared symbolic system*“ ist auch historisch *sozial* konstruiert und hebt damit in sich jene Vielzahl an in der Vergangenheit stattgefundenen Kalkulationen zur Berechnung der Produktivität von Interaktionen und deren

verstandenes „Einholen des Westens“ auszurichten. Indem, anders gesagt, das Sowjetsystem seine eigene Geschichte „brauchbar“ umschrieb, konnte es unter Nutzung zwischenzeitlicher „Produktivitätsgewinne“ seine Verrechnungsmöglichkeiten ausdehnen und damit *neue*, propagandistisch entsprechend herausgestellte Zukunftsbilder entwerfen – ab 1960 dann etwa nicht mehr nur das „Einholen“ sondern nun auch das „Überholen des Westens“ etc. –, die ihrerseits damit zum einen neuerlich andere Gegenwartsaktivitäten ermöglichten und zum anderen damit auch wieder ein in Details jeweils anders zu stehendes Geschichtsbild nahe legten.

¹⁷ Vgl.: „... es ist die Wirkung des vollen Sprechens, die Kontingenz des Vergangenen neu zu ordnen, indem es ihr den Sinn einer zukünftigen Notwendigkeit gibt, wie sie konstituiert wird durch das bisschen Freiheit, mit dem das Subjekt sie vergegenwärtigt.“ Lacan 1953/1986: 94.

Manifestationen auf. Auf Basis dieser Vergangenheit sind Akteure bis zu einem gewissen Grad mit Interaktionspartnern, die auf eine *ähnliche* Vergangenheit, eine *ähnliche* Kultur, zurückblicken, „*vor-synchronisiert*“. Ihr Tausch, ihre Interaktion klappt deshalb im „Normalfall“ – und zwar in jenem „Normalfall“, der aufgrund der *gemeinsamen* Vergangenheit *als solcher* wahrgenommen wird und deswegen eigentlich *gar nicht als Fall*, sprich als *Problem* erkannt werden kann. Der Tausch klappt einfach.

Nach Parsons entsteht dieses „*shared symbolic system*“ in der fortgesetzten (iterativ wiederholten) Interaktion, im Tausch, in dem sich die in ihm erwirtschafteten Gewinne allmählich zu einem umfassenden Sinngefüge anreichern, das dem Produktionsprozess (der „Wirtschaft“ im weitesten Sinn) als (temporär) stabiler Möglichkeitsspielraum zur Verfügung steht, innerhalb dessen die Produktivitätskalkulationen „*bounded*“, nämlich quantitativ und qualitativ *eingeschränkt* (aber dadurch erst *ermöglicht*) stattfinden können. Ein anschauliches Beispiel für die Emergenz eines solchen Gefüges liefert die stumme Annäherung zum Tausch, die Hamilton-Grierson (1903/1980) beschreibt, etwa als erstes Hinauswagen von Stammesgesellschaftern in die offene Steppe, um dort in der Hoffnung auf Tausch Waren niederzulegen und zunächst aus sicherer Entfernung zu beobachten, ob die (noch nicht hinreichend deutlich als Tauschpartner wahrnehmbare) andere Seite sich darauf einlässt. Sobald sie dies tut, der Tausch also klappt, stehen Voraussetzungen bereit, an die mit variierten Wiederholungen angeschlossen werden kann, um so allmählich auch institutionalisiertere Tauschbedingungen wie etwa Händler oder erste Märkte und alsbald auch Regeln und Ordnungen dafür, kurz *Tauschkultur* auszubilden und damit eben weitere Tauschhandel zu *ermöglichen* und gleichzeitig zu *beschränken*.¹⁸

Kultur kanalisiert in diesem Sinn Produktivitätskalkulationen in der *Sozialdimension* und hebt gleichzeitig die oben angesprochene *Zeitdimension* (zunächst) hinreichend stabil *in sich* auf. Die auf Dauer gestellte Neuschreibung von Vergangenheit und Zukunft bereitet kein relevantes Problem, weil die „Asynchronitäten“ in der Kultur so weitgehend „*vor-synchronisiert*“ werden, dass die Veränderungen, die alle Akteure gleichmäßig mitmachen, nicht auffallen. In „kalten“, sprich sich kaum oder nur sehr langsam entwickelnden Gesellschaften scheint dies weitgehend der Fall. In ihrem Rahmen scheinen Produktions- und Tausch-relevante Inputs und Outputs so weitgehend und *immer schon* „festzustehen“, dass im Prinzip einige wenige Kategorien reichen – Land-, Arbeitskraft- oder Kapital-Input hie, Güter-, Leistungs- und Geld-Output da –, um diese zu fassen. Unter diesen Bedingungen lässt

¹⁸ Ähnlich illustrativ etwa auch die Überlegungen und Versuche im Anschluss an das „iterative Gefangenendilemma“. Vgl. etwa Axelrod 1984.

sich annehmen, mit „vollständiger Information“ zu wirtschaften und einigermaßen restfrei zu wissen, was „produktiv“ ist und was nicht.¹⁹

Wie sehr die *zeitliche Dimension* und damit „*delayed productivity*“ freilich auch unter diesen Bedingungen schon im Spiel ist, wird selbst erst *retrospektiv* deutlich, nämlich dann, wenn dieser Rahmen aufgrund wachsender Dynamiken seine Funktionalität einbüßt, wenn also, gerade weil der Tausch in der ihn ermöglichenden und einschränkenden Kultur operable Bedingungen vorfindet, *weitergetauscht* und *weitergearbeitet* werden kann und im Zuge dieses Weitermachens Produktivitätszuwächse dafür sorgen, dass sich die Produktionsbedingungen verändern und damit – man erinnere sich der Marxschen Diagnose – in „Widerspruch“ zu ihren stabilisierten Verkehrsformen treten. Die entsprechende Tauschkultur verliert ihre Funktion als vormoderne „Quasi-Determinante“ sozialer Interaktionen und wird damit nach und nach als nur temporär operable Voreinschränkung eines prinzipiell offenen Möglichkeitsraums erkennbar, dem, um in ihm operieren zu können, immer wieder aufs neue Festlegungen abgerungen werden müssen. Erst indem damit nun gesehen werden kann, dass auch in der sozialen Dimension *zeitliche Vorgriffe*, sprich *Antizipationen* einer „*delayed productivity*“ immer schon im Spiel sind, lässt sich erkunden, *wie* diese Festlegungen im Detail zustande kommen.

VI.

Bei Parsons ist dieser Erkundung der Boden bereitet: ohne auf Kultur, sprich auf einen als *Vergangenheit* akkumulierten Vorwissenstand zu rekurrieren, könnten Tauschpartner nicht tauschen. Ihr Möglichkeitsspielraum wäre schlichtweg zu groß. Die Wahrscheinlichkeit, mit einer beliebigen Aktion genau jenen Anschluss zu erzielen, der erst aufgrund einer langen Geschichte von Tauschhändel, aufgrund von Kultur also, überhaupt als solcher erscheint, wäre viel zu gering. Die Tauschpartner könnten sich ohne Kultur nicht hinreichend sicher sein, „produktiv“ zu interagieren.

Gleichzeitig darf aber Kultur das Gegenteil davon, nämlich *absolute* Sicherheit auch nicht gewährleisten. Jede Entwicklung, auch und vor allem die selbstinduzierte, würde dadurch

¹⁹ Und vorübergehend lässt sich, sobald sich dann doch „Reste“, sprich Residualkategorien einstellen, noch nachbessern und etwa von „Total Factor Productivity“ etc. sprechen und die nun relevant scheinenden Inputs als „technischen Fortschritt“, als „Wissen“ verorten. Aber schon die Heerschar von „New Growth Theories“ (u.a. Romer 1990) oder später auch „Creativity Indices“ (Florida / Tinagli 2004) etc., die dann ins Gefecht geworfen wird, um Produktivität doch zu erfassen, lässt in ihrer Vielzahl (sprich in den *Transaktionskosten*, die diese verursacht) die Grenzen des ökonomisch sinnvollen, sprich „produktiven“ deutlich erkennen. Vgl. dazu aber auch etwa die Forderungen nach „adaptive efficiency“ (North 1990: 80-82).

verunmöglicht. Nicht einmal von Produktivitätszuwachsen, von Surplus, Mehrwert, Gewinn etc. ließe sich sprechen, wenn Produktions- oder Tauschprozesse stets *vollständig determiniert* und damit ein für alle mal *unveränderbar* abliefen. Wenn Kultur *effektiv* funktioniert, stellt sie in ihren Vorgaben gerade jenes Maß an Wahrscheinlichkeit bereit, das notwendig ist, um den an sich *unwahrscheinlichen* Tausch, die *unwahrscheinliche* Interaktion, *soweit* in den Bereich des Möglichen zu rücken – nicht mehr und nicht weniger –, dass die Akteure die Realisation schaffen.

Der letzte Schritt zur Realisation muss vom Akteur, vom „*anticipatory system*“ selbst getan werden, *und zwar indem es antizipiert*. Es muss, um in den Unwägbarkeiten einer sowohl sozial, wie auch zeitlich differenzierten Welt, in der die Produktivitätsvorstellungen der Interaktionspartner weder *unvermittelt* wahrgenommen noch als hinreichend feststehend angesehen werden können, und in der auch Kultur keine *vollständige Synchronisierung* gewährleisten kann, *Vorgriffe wagen*.²⁰ Es muss *Unterstellungen* vornehmen, die ihre Gültigkeit, ihre „Produktivität“ erst jeweils in der Interaktion, die durch diese Unterstellung ermöglicht wird, unter Beweis stellen kann und dann damit unter Umständen den Charakter einer „bloßen Unterstellung“ verliert. Es muss, so ließe sich sagen, im Hier und Jetzt mit Nicht-Wissen operieren, um in Zukunft wissen zu können. (Füllsack 2007) Es *muss* (und *kann* nicht nur) aktuell Un-Produktivität akzeptieren, um in Zukunft produktiv zu sein.

Exemplifizieren lässt sich dieser Umstand anhand von Diskussionen in der analytischen Philosophie, die, eigentlich vom Problem der Wahrheit ausgehend, die Notwendigkeit thematisieren, unbekanntem Interaktionspartnern eine Reihe von Voraussetzungen wie etwa „Sprachbegabung“, „Zurechnungsfähigkeit“, „ein gewisses Maß an Rationalität“ etc. zu *unterstellen*, um überhaupt mit ihnen interagieren zu können.²¹ Das (mittlerweile berühmte) Beispiel, das Willard O. Quine und im Anschluss an ihn Donald Davidson vorführen, ist der Laut „Gavagai“, den ein Eingeborener, dessen Sprache nicht verstanden wird und für deren Übersetzung auch kein Wörterbuch oder sonstiges Hilfsmittel zur Verfügung stehen, beim Vorbeihopfen eines Kaninchens äußert und der, weil dieser Eingeborene von einem ihn beobachtenden Ethnologen (einem „radikalen Interpreten“, wie Davidson ihn in Betracht seiner völligen Unkenntnis von Sprache und Kultur des Eingeborenen nennt) für „sprachbegabt“, „zurechnungsfähig“, „rational“ etc. gehalten wird, mit einiger Trefferwahrscheinlichkeit als Eingeborenen-Ausdruck für „Kaninchen“ *interpretiert* werden

²⁰ Vgl. dazu u.a. auch das Konzept der „Erwartungserwartung“ bei Luhmann (1984: 411f), die den *Vorgriff* nicht nur in die eigene Zukunft, sondern auch in die des sozialen Gegenübers bezeichnet.

²¹ Vgl. zum folgenden ausführlich: Füllsack 2007.

kann. Diese Interpretation ist dabei aber stets nur ein *Vorgriff*, der erst im Zuge der weiteren Interaktionen, die durch ihn (und erst durch ihn) ermöglicht werden, seine Gültigkeit unter Beweis stellen kann.

Natürlich findet auch diese Interpretation im Rahmen der Kultur des Interpreten statt, in der dem Eingeborenen – zumindest von zeitgenössischen Ethnologen, so ist zu hoffen – „Sprachbegabung“, „Zurechnungsfähigkeit“ und „Rationalität“ etc. gleichsam *automatisch*, sprich *unbewusst* unterstellt wird. Dass es sich dabei um *Unterstellungen*, um *Vorgriffe* auf eine erst noch im Zuge von gelingenden Interaktionen zu erreichende Zukunft handelt, wird vollends erst angesichts der Diskussionen deutlich, die die Quine'schen und Davidson'schen Überlegungen nach sich zogen, als die Selbstverständlichkeit, mit der diese Unterstellung als solche *nicht* wahrgenommen wurde, abhanden kam. Eingewandt wurde nämlich, dass mittlerweile auch Computerprogramme („Eliza“, Turing-Test etc.) zu Gavagai-Äußerungen und einer daran anschließenden Interaktion in der Lage seien, im Zuge deren sich der Eindruck einer „verständigungsorientierten“ Kommunikation einstellen könne, und dass deshalb eben keineswegs mehr in jedem Fall gleichsam *automatisch* davon auszugehen sei, mit menschlichen Kommunikationspartnern zu interagieren. Mit anderen Worten, die Kultur, in deren Rahmen Sprachfähigkeit zweifellos, und deshalb auch nicht bezweifelnswert, menschlichen Interaktionspartnern und nur diesen zugeschrieben wurde, ist nicht zuletzt infolge der Entwicklung der Computertechnologie²² brüchig geworden und hat damit zum einen deutlich werden lassen, dass *Unterstellungen*, sprich *zeitliche* Vorgriffe auf „*delayed productivity*“ schon immer grundsätzliche Voraussetzungen für „produktives“ Agieren und Interagieren darstellen, auch wenn diese in der kulturellen Vorsynchronisation unter geringer differenzierten und damit weniger dynamischen Bedingungen als solche nicht wahrgenommen werden konnten. Und zum anderen ist damit deutlich geworden, dass „*delayed productivity*“ keine Sonderform der Produktivität darstellt, sondern den *einzig* vorstellbaren Modus, in dem unter hochdifferenzierten und damit hochdynamisierten Bedingungen, in denen Wissens-, beziehungsweise Kulturstände zu „Kurzfristveranstaltungen“ werden, „produktiv“ gewirtschaftet und gearbeitet werden kann.

Die vorliegenden Erkundungen legen es daher nahe, auch jene Sonderformen der Arbeitsorganisation, die, ausgestattet mit einem üppigem (und seinerseits natürlich im beschriebenen Sinn historisch wachsenden und damit rekursiv und inkursiv seine je aktuellen Bedingungen neuschreibenden) *normativem* Korsett, unter dem Titel *Sozialpolitik*

²² und überdies auch Tieren Sprachfähigkeit konstatiert wird.

ausgehandelt werden, explizit auf „*delayed productivity*“ auszurichten. Welche Möglichkeiten dafür bereitstehen und wie sie im einzelnen unter den hochdifferenzierten und dynamischen Bedingungen der Moderne zu stehen kommen, wird noch zu erkunden sein.²³ Zu betonen wäre im Hinblick auf die vorstehenden Überlegungen dazu, dass ein für trivial, weil weitgehend *feststehend* gehaltener Begriff „produktiver Arbeit“, wie er nach wie vor volkswirtschaftlichen Output-Messungen zugrunde liegt und vor allem aber zur Ausrichtung sozialpolitischer Maßnahmen herangezogen wird, wissenschaftlicher Grundlagen entbehrt. Zeitgemäße Wirtschafts- ebenso wie Sozialpolitik hat ihren Produktivitätsbegriff erst noch zu finden.

Literatur:

- Axelrod**, Robert (1984): *The Evolution of Cooperation*. New York (Basic Books)
- Baecker**, Dirk (1999): *Organisation als System*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Bos**, Frits (2006): *The national accounts as a tool for analysis and policy; past, present and future*. MPRA Paper No. 1235, Online at <http://mpra.ub.uni-muenchen.de/1235/> (posted 21. December 2006).
- Braverman**, Harry (1974): *Labor and Monopoly Capital. The Degradation of Work in the Twentieth Century*, New York.
- Brunner**, Otto (1980): *Das "ganze Haus" und die alteuropäische "Ökonomik"*; in: Ders., *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. 3. Aufl., Göttingen S. 103-127.
- Byrne**, Richard (1995): *The Thinking Ape: The Evolutionary Origins of Intelligence*. Oxford (Oxford UP).
- Coase**, Ronald H. (1937/1988): *The Nature of the Firm*; in: *Economica* 4/1937, wiederabgedruckt in: Coase, R. H. (1988): *The Firm, the Market and the Law*. Chicago (Chicago UP), S. 33-55.
- Coelli**, Tim / **Rao**, Prasada D. S. / **Battese**, George E. (1998/2005): *An introduction to efficiency and productivity analysis*. 2. ed. New York (Springer).
- Dubois**, Daniel M. (1998): *Computing Anticipatory Systems with Incursion and Hyperincursion*; in: Dubois, D.M. (Ed.): *Computing Anticipatory Systems. CASYS'97*, AIP Proceedings Vol 437, American Institute of Physics. New York (Woodbury), pp. 3-29.
- Dunbar**, Robin (1998): *The social brain hypothesis*; in: *Evolutionary Anthropology* 6 /1998, p. 178-190.
- Eisner**, Robert, 1994) *The Misunderstood Economy: What Counts and How To Count It*. Boston, Massachusetts (Harvard Business School Press).
- Florida**, Richard / **Tinagli**, Irene (2004): *Europe in the Creative Age*, London.
- Foerster**, Heinz von (1968/1993): *Was ist Gedächtnis, daß es Rückschau und Vorschau ermöglicht?*; in: ders. *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke* (Hrsg. v. S.J. Schmidt), Frankfurt/M (stw), S. 299-336.
- Füllsack**, Manfred (2002): *Leben ohne zu arbeiten? Zur Sozialtheorie des Grundeinkommens*. Berlin.
- Füllsack**, M. (2006a): *Zuviel Wissen? Zur Wertschätzung von Arbeit und Wissen in der Moderne*. Berlin.
- Füllsack**, M. (2006b): *Arbeit – eine Frage des (Nicht-)Wissens*; in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 3/2006, S. 22-43.

²³ Vgl. diesbezüglich aber: Füllsack 2002, 2006a, c.

- Füllsack**, M. (2006c): Post-Produktivität? Oder: Ist es noch produktiv, Arbeit als produktiv zu betrachten? in: Appel et al. (Hrsg.): Grundeinkommen – in Freiheit tätig sein. Berlin, S. 203-216.
- Füllsack**, M. (2007): „Kontoführen“ in Zeiten des Nicht-Wissens. Erkundungen zur Problematik „produktiver Arbeit“ anhand eines Vergleichs analytischer und systemtheoretischer Wahrheitskonzeptionen; in: Füllsack, M. (Hrsg.) Wahrheit in Zeiten des Wissens. Themenheft der Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst 1/2007 (in Druck)
- Gurven**, Michael / **Kaplan**, Hillard / **Gutierrez**, Maguin (2006): How long does it take to become a proficient hunter? Implications for the evolution of extended development and long life span; in: Journal of Human Evolution 51 / 2006, S. 454-470.
- Hamilton-Grierson**, Philip J. (1903/1980): The Silent Trade. A Contribution to the Early History of Human Intercourse; in: Dalton, George (ed.) Research in Economic Anthropology. A Research Annual. Vol. 3, p. 1-74.
- Lacan**, Jacques (1953/1986): Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse, in: Schriften I. Weinheim, Berlin.
- Leydesdorf**, Loet / **Dubois**, Daniel M. (2004): Anticipation in Social Systems: The Incursion and Communication of Meaning; in: International Journal of Computing Anticipatory Systems vol. 15, pp. 203-216.
- Leydesdorff**, Loet (2006): The Knowledge-Based Economy. Modeled, Measured, Simulated. Universal Publisher.
- Luhmann**, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M.
- Luhmann**, N. (1988): Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Luhmann**, N. (2000): Organisation und Entscheidung. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Marx**, Karl / **Engels**, Friedrich (1978/1983): Werke (MEW). Berlin.
- North**, Douglass C. (1990): Institutions, Institutional Change and Economic Performance. Cambridge (Cambridge UP).
- Romer**, Paul M. (1990): Endogenous Technological Change, in: Journal of Political Economy, Vol. 98 Nr.5, Chicago, p. 79-102.
- Rosen**, Robert (1985): Anticipatory Systems. Oxford (Pergamon Press)
- Schumpeter**, Josef A. (1939), Business Cycles: A Theoretical, Historical, and Statistical Analysis of the Capitalist Process. New York / London (McGraw-Hill)
- Sieferle**, Rolf (1997): Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt. München.
- Simon**, Herbert A. (1964): Models of Man. Mathematical Essays on Rational Human Behavior in a Social Setting. New York London.
- Smith**, Adam (1776/1974): *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. (Andrew Skinner ed.) London.
- Spencer-Brown**, Georg (1972): Laws of Form. New York (2. Aufl.)
- Stanford**, Craig G. (1999): The Hunting Apes: Meat Eating and the Origins of Human Behaviour. Princeton (Princeton UP).
- Stiner**, Mary (1991): An interspecific perspective on the emergence of the modern human predatory niche; in: Stiner, Mary (Ed.), Human Predators and Prey Mortality. Westview Press, Boulder, pp. 149-185.
- Taylor**, Frederick W. (1911/1967): The Principles of Scientific Management, New York.
- Udy**, Stanley H. (1959): Organization of Work: A Comparative Analysis of Production among Nonindustrial People. New Haven (Hraf Pr.)
- Williamson**, Oliver E. (1985): The Economic Institutions of Capitalism. New York (Free Press)